Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 12

Artikel: Der Autor als Selbstkritiker
Autor: Urzidil, Johannes
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162040

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Autor als Selbstkritiker

JOHANNES URZIDIL

Es mag sich empfehlen, daß ein Schriftsteller eine literarische Betrachtung mit sich selbst beginne. Genau besehen und wenn man ehrlich ist, was ja auf dasselbe hinausläuft, kann man ja gar nicht anders. Wenn ich das halbe Jahrhundert meiner literarischen Bemühungen und Veröffentlichungen überblicke, verspüre ich die Lust, ein Werk unter dem Titel «Gesammelte Errata des Johannes Urzidil» herauszugeben. Es würde sehr umfangreich werden und meistens Dinge enthalten, die meinen zahlreichen Rezensenten entgangen sind, Irrtümer, Fehler, Unvollkommenheiten, Versäumtes, zu viel Gesagtes. Ich weiß von alledem. Jede Nacht, bevor ich zum Schlaf gelange, treten alle meine Mängel auf mich zu, umringen mich und drohen mir. Schließlich schlafe ich dann trotzdem ein, denn ich lebe paradoxerweise trotz meiner Werke.

Wann immer ich meine älteren literarischen Arbeiten zu betrachten Anlaß habe, beschleicht mich das gleiche peinliche Gefühl wie beim Anhören meiner eigenen Stimme von einem Tonband. Bist das wirklich du? Hast du das wirklich so gemeint, wie es sich anhört? Spricht da nicht jemand ganz anderer? Selbst bei größter Bedachtsamkeit und Akribie stellt sich bei allem, was man schreibt oder gar veröffentlicht, im Laufe der Zeit eine Menge als fragwürdig heraus, sogar einfachste Tatsachen oder was man dafür gehalten hatte. Die Zeit ist ein grauenhafter Skrutator. Das stimmt traurig. Es scheint aber das Wesen des Lebens zu sein, alle Antworten wieder in Fragen zu verwandeln.

Bei Büchern, die man veröffentlicht hat, muß man froh sein, wenn darin nur einiges anfechtbar ist und nicht das Ganze. Es soll naive Autoren geben, die von der völligen und ewigen Richtigkeit ihrer Schriften durchdrungen sind. Vermutlich glauben sie, auch sonst im Leben alles recht zu machen. Meistens sind das wohl Menschen mit geringen oder gar keinen äußeren Erfolgen. Gerade die sind am sichersten: «Ich bin großartig, nur die Welt taugt nichts», sagen sie. Letzteres mag stimmen, aber das erstere folgt nicht unbedingt daraus. Ich hingegen muß bekennen, daß ich so ziemlich in jeden Fehler verfallen und jeder Nachlässigkeit schuldig bin, die ein Schriftsteller begehen kann. Ich sage das keineswegs mit der Zerknirschungslust eines

Heilsarmee-Büßers, der an einer Straßenecke vor aller Welt seine Missetaten aufzählt. Er fühlt sich gerettet. Ich noch nicht. Ich stelle es kühl und sachlich fest, ohne Flagellantenbehagen und wissend, daß es eine Unmöglichkeit ist, ohne Irrtümer auszukommen. Aber ich habe immerhin einen Trost, den dauernden stillen Verdacht nämlich, daß es gerade die Irrtümer sind, die ein Werk *menschlich* erhalten.

Eine von außen kommende negative Kritik könnte mich verdrießen, aber aus dem Gleichgewicht bringt sie mich nicht. Ich bin dankbar für den Hinweis auf einen Fehler, den ich noch nicht selbst bemerkt hatte. Aber das ereignet sich selten. Wenn das erste Exemplar eines Buches eintrifft, erhebt sich in mir die Frage: Was alles hab ich nun wieder angestellt? Und es ergeben sich alsbald mindestens ein Dutzend Antworten. Die meisten Veröffentlichungen geschehen eigentlich voreilig. «Sind schon neue verbesserte Auflagen von ihren Schriften erschienen?», fragte ein österreichischer General Goethe. «Ich kaufe nämlich nur Ausgaben letzter Hand.» Gerade Goethe hat sich ja zu so mancher zweiten Fassung verstanden. Ob es zum Vorteil des jeweiligen Werkes war, steht sehr dahin. Aber auch er mußte immer wieder erfahren, daß Probleme keine Statuen sind, sondern leben und sich daher verändern, daß die Anwendbarkeit einer Aussage sich mit den Zeiten und den Breiten wandelt und daß eine Erkenntnis, ja sogar eine bloße Wahrnehmung, die sich als definitiv anbietet, ein starkes Risiko baldiger Unbrauchbarkeit läuft. Wie sollte ein Besonnener nicht an jeder seiner Äußerungen das Fragmentarische erkennen, das ihnen anhaftet?

Goethe hat sich in hohen Jahren eine Trost-Maxime geprägt, die ihm über die Malice von Außen kommender Achtlosigkeit hinweghelfen mochte. «Die ungeheuerste Kultur, die ein Mensch sich selbst geben kann, ist die Überzeugung, daß die anderen nicht nach ihm fragen.» Wozu sich Goethe da auffordert, ist das gefaßte Ertragen dieser «Überzeugung», was allerdings eine geradezu ungeheure Selbstüberwindung voraussetzt, die um so größer sein muß, je Bedeutenderes man geschaffen hat und je weiter der Ruhm reicht. Der Ruhm ist der gefährlichste Gegner sogar des Genies, nicht weil er ihm tausend Feinde und Neider macht, sondern vielmehr ihn privilegiert, Dinge drauflos zu sagen, die der Unberühmte nicht wagen darf, weil sie ihm sogleich als Klischees angekreidet würden. Darum muß, wer im Ruhm lebt, achtgeben wie der Teufel, der erfahrungsgemäß die meiste Ursache hat, sich im göttlichen Universum vorsichtig zu verhalten.

Goethe hatte sich auch die Kunst angeeignet, mit jedem Tag eine neue Epoche zu beginnen, mit jedem Heute sich dem bedrängenden Gestern zu stellen. Seiner Natur nach war er ungeschichtlich, obwohl er sich ziemlich viel mit Geschichte befaßte und auch sehr viel Geschichtliches schrieb. Er hatte etwas für die Amerikaner übrig, unter anderem auch deshalb, weil sie ihm von dem Laster des «unnützen Erinnerns» frei schienen. Die tägliche

«neue Epoche» half ihm, seinen eigenen Ruhm mit Grazie zu überdauern, immer wieder am Beginn zu stehen, wo «die Andern» noch nicht nach einem fragen. Noch nicht oder nicht mehr. Dies war jene «ungeheuerste Kultur, die der Mensch sich selbst geben kann.» Er allein sich selbst. Im übrigen: wer waren in seinem Falle schon die «anderen»?

Manche Schriftsteller (und überhaupt manche Menschen) glauben, durch Selbstironie über ihre Schwächen hinwegzukommen, befürchtete Kritik vorwegzunehmen und Anomalien als Vorzüge erscheinen zu lassen, um sich als Groteskfiguren Beifall zu sichern. Diese Beobachtung gilt nicht nur für seelische Unzulänglichkeiten, sondern zuweilen auch für körperliche. Freilich beruht diese Erscheinung auf einem gewissen Maß von Selbstkritik, die durch Injektion des ironischen Gegengifts erträglich gemacht werden soll. Es stellt sich aber jedesmal heraus, daß dieses Palliativ den Patienten am Ende entsetzlich allein läßt, inmitten der grenzenlosen Einsamkeit des belachten und lachenden Bajazzos.

Autoren, die — wie Shakespeare, Cervantes, Balzac oder Kafka — die Disproportionen in der menschlichen Existenz und Koexistenz durch Ironie sichtbar werden lassen, können sich ihr getrost auch selbst stellen oder vielmehr: sie können sich unbeschadet mit einbeziehen. Denn ihre Ironie ist nicht rückbezüglich pointiert, ist keine egotistische Ausflucht, sondern umfaßt das Weltbild. Für den Mittelstand der Autoren jedoch ist Selbstkritik eine übermenschliche Anforderung, und sie können ihr eben nur mit Selbstironie begegnen oder sie stur von sich weisen. Mit welcherlei Organen sollte man sonst eingewurzelten Untugenden beikommen, außer mit einem religiösen Bekennermut, der aber für das Publikum nur in den seltensten Fällen interessant sein kann und es nur in den erhabensten Fällen allgemein bewegt, sonst aber nur eine private Emotion darstellt. Unzählige Gedichte und Gedichtbände sind solche Privatissima.

Wenn ich ein Werk beendet zu haben glaube (aber meistens ist das ja eine Illusion) und gar wenn es erschienen ist, empfinde ich zunächst ein heftiges Fluchtbedürfnis und beginne mich mit ganz anderen, abgelegenen Dingen zu befassen, mit Handwerk, mit Basteleien und Hausarbeiten. Ich zimmere eine neue Plattform für meine Bibliothek, fertige eine Ledermappe an oder koche sauere Linsen. All das hilft nur wenig. Ich werde doch immer wieder zu dem Buch zurückgezwungen. Nicht nur durch Rezensionen oder Leserbriefe, die mir den Inhalt des Buches nacherzählen und mich an den Literaturunterricht im Gymnasium erinnern. «Pollak, geben Sie den Inhalt der ‚Braut von Korinth' mit eigenen Worten wieder.» Ich kehre zu dem Buch zurück, weil mir nun eben erst die hundert Einzelheiten einfallen, die noch hinzuzusetzen wären oder die ich hätte fortlassen sollen. Aber es ist nun einmal gedruckt. «Ein andres Antlitz, ehe sie geschehen, ein anderes zeigt die vollbrachte Tat.»

Nun beginnen die Selbstberuhigungen. An jedem Buch können doch ein Dutzend oder mehr Einzelheiten irrig und mangelhaft sein, und dennoch bleibt es als Ganzes wichtig, wertvoll, ja unersetzlich. Ist es nicht wie mit einer Frau, deren Gesicht und Gestalt allerlei kleine Unvollkommenheiten aufweist, die aber dennoch als Gesamterscheinung schön und anziehend bleibt? Gewiß kann es so sein.

«Ein Liebchen hatt' ich, das auf einem Aug schielte. Da sie mir schön schien, schien ihr Schielen auch Schönheit. Dann hatte ich eine, die mit der Zunge anstieß. Mir wars kein Anstoß, stieß sie an und sprach ‚Liebster'. Jetzt hab ich eine, die auf einem Fuß hinket. ‚Ja freilich', sprech ich, ‚hinkt sie, doch sie hinkt zierlich.'»

Mit Mädchen aber hat es der Dichter leichter als mit Büchern. Sie mögen zierlich hinken, aber sie tun das auf eigene Verantwortung. Man kann sie auch irgendeinmal wieder los werden. Nicht so die Bücher. Ewig tragen sie unseren Namen und es ist sogar die Gefahr vorhanden — allerdings glücklicherweise nur selten —, daß sie und mit ihnen auch alle unsere Fehler unsterblich werden. Das soll uns nicht zu sehr anfechten. Oder wie Mark Twain bemerkte: «Most people worry about matters that never happen.» Aber woher weiß ich, daß das Ganze meines Buches seine gewissen Einzelmängel vergessen läßt? Durch die sympathischen Rezensionen? Die begeisterten Leserbriefe? Die hohen Verkaufsziffern? Den großen Staatspreis? Ich weiß doch genau, was mit meinem Buche nicht klappt. Vielleicht wenn mich die Kritiker durch den Kakao zögen, die Leserbriefe beschimpften, die Verkaufsziffern kläglich wären und der Staatspreis einem zufiele, der mich als Randfigur ansieht, würde ich sagen: ‚Mein Buch ist trotzdem gut.' Aber es ist schwer, mit einem «trotzdem» guten Buch zu leben, da schon eher mit einem zierlich hinkenden Mädchen.

Bis heute, nach einem halben Jahrhundert des Schreibens und Veröffentlichens, weiß ich noch immer nicht, ob ich eigentlich aus Stärke oder aus Schwäche produziere. Man könnte antworten: Zerbrich dir mit solcher psychologischer Tüftelei nicht den Kopf. Du produzierst, und damit basta. Aber es wäre freilich schmeichelhaft, die Stärke anzunehmen. Ein verworrener Jugendfreund, dessen Äußeres schon dazumal alle Beatniks der sublunarischen Welt vorweggenommen hatte, wie der Expressionismus alle Absurditäten von heute, versuchte mich mit der tückischen Formel zu trösten: ‚Schau Johannes, du hast eine verborgene Kraft, die deine immanente Schwäche vermöge der Produktion dauernd überwindet.'

Der Selbstkritik übende Autor muß auch in Anschlag bringen, daß nicht nur er das Werk schafft, sondern das Werk auch ihn und daß er auch in dieser Beziehung keine statische Erscheinung ist, sondern aus jedem Schaffensprozeß vollkommen verändert hervorgeht. Ein vielleicht jahrelanges

Zusammenleben mit einem Werk, von dessen frühestem Impuls und erster Vision durch die Realisierungen aller Entwicklungsstufen, verwandelt notwendigerweise den Autor, und es kann sein, daß am Ende nicht er das Werk objektivieren und kritisch werten kann, sondern das Werk kritisiert ihn.

Wenn das Gefühl des Autors, er sei eine winzige Welle im unabsehbaren Ozean der Literatur, eine minutiöse Schaumblase sogar nur auf dem Gischt der sich überschlagenden Welle, etwas Beängstigendes enthalten mag, so hat es zugleich auch etwas Tröstliches. Denn es ist ja nicht nur Vergehendes, sondern auch Bleibendes darin enthalten, das Immerwiederkehrende der dennoch immer neuen Welle, der immerwiederkehrende und doch immer neue Gischt, das herrliche Inbegriffensein in ein Ewiges und Elementares. Ich vergehe nicht, denn das Ganze vergeht nicht. Non omnis moriar! Die größte, ewige Sehnsucht der Menschen, die für sie von ihren Dichtern erfüllt wird.

Wer sich durch viele Jahre seines Lebens dem Publikum stellte, der hat freilich erfahren, daß die Bedeutung seiner Leistung zu erheblichem Teil durch das Vertrauen bezeichnet wurde, das man ihm entgegenbrachte, so daß nicht nur das zunächst vielleicht Unverständliche entgegengenommen, anerkannt und am Ende verstanden wurde, sondern daß er sich dem Vertrauen der Hörer oder Leser gelegentlich auch mit einem Irrtum ausliefern durfte, keinesfalls aber mit einer Täuschung. Wem man nicht glaubt, wem man die Redlichkeit der Impulse und Visionen nicht zutraut, der mag die glanzvollsten Erkenntnisse verkünden und die brillantesten Romane schreiben: es wird nichts fruchten.

Die selbstkritische Grundfrage des Autors ist also: Bin ich so vertrauenswürdig und mit meinen Visionen so einig, daß von allen, die da schreiben, einzig ich allein sie in meiner Sprache festhalten kann, darf und soll?